

Alfred Paul Schmidt

Ein Tal über Triest

Roman





www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2019

1. Auflage Oktober 2019

literatur nr. 113

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: AdobeStock 215042164

Autorenfoto: Robert Fimbinger

Druck: Christian Theiss GmbH

ISBN 978-3-903144-95-8



ALFRED PAUL SCHMIDT

Ein Tal über Triest

Roman

1.

»Na, wie geht's, verehrter Freund, unterwegs in Kommissionen, was?«, sagte der alte Herr in der Via Carducci zu einem kleinen schwarzhaarigen Wuschelhund, der ihm auf dem Gehsteig zwischen den vielen Passanten entgegen schnüffelte, für eine Sekunde bei ihm hielt, mit dem kurzen aufgerichteten Schwanz wedelte und sodann seinen Weg weitermachte. »Schönen Tag noch«, verabschiedete sich der alte Herr, »und gute Witterung!«

Knapp hinter dem alten Herren ging eine junge Frau von etwa 25 Jahren, ein blondes schlankes Mädchen, dessen welliges Haar, ein wenig luftig durcheinander, ihr schönes längliches Gesicht umrahmte, in dem das Muntere eines eifrigen Schulmädchens und das Bedenkende einer dem Reifen zustrebenden Frau nicht genau wussten, wie sie einander begegnen sollten. Im selben Moment, als der Hund verschwand, trat sie von hinten an die Seite des alten Herrn und entschuldigte sich ihn anzusprechen, aber sie habe mitbekommen, wie er den kleinen Hund begrüßt habe, dem Tonfall habe sie entnommen, dass er Grazer Umgangssprache spreche. »Ich bin ebenfalls aus Graz«, sagte die junge Frau, »aber ich habe seit mehr als einer Woche mit keinem Menschen gesprochen, Italienisch kann ich nicht, ich fühle mich etwas verloren.«

»Das ist gut«, sagte der alte Herr, ein wenig erinnerte ihn das hochgewachsene Mädchen, sie maß etwa 175 cm, an das Schönheitsidol seiner Jugend, an Jean Seberg, die obligatorisch machte, dass er sich jeden Film, in dem sie mitwirkte, allen voran *Außer Atem*, wenigstens einmal zu Gemüte führte, »das ist gut«, wiederholte er, »fühlt man sich verloren, ist man einigermaßen bei sich angekommen,

in der Regel eine gute Gelegenheit, herauszufinden, dass man sich durchaus etwas zu bieten hat.«

»Ich hab mir gleich gedacht«, nickte die junge Frau zutraulich, »dass ein älterer Herr, der mit Hunden freundlich spricht, wahrscheinlich über Einblicke verfügt, die nicht ganz alltäglich sind. Darf ich mich vorstellen, mein Name ist Eva Täu, ich bin Schriftstellerin, allerdings habe ich bisher nur Krimis geschrieben, und obwohl es unsereinen wie Sand am Meer gibt, drängt es mich immer wieder, wenn ich jemanden kennenlerne, sofort zu verkünden, dass ich Schriftstellerin bin. Seltsam, nicht wahr?!«

»Keineswegs, schließlich wissen wir, die Dinge dieser Welt behaupten sich vornehmlich durch ihre Oberfläche, die sie wie ein Panzer beschützt, der ihnen bescheinigt, sie seien eindeutig, von Dauer und selbstverständlich. Deshalb kommt sich jeder Schriftsteller, selbst wenn er ausschließlich alte Hüte verkauft, als ein Begnadeter vor, dem sich die Wahrheit der Dinge erschließt, der durchschaut, dass alles ganz anders ist, als es den Anschein hat. Aber ich denke«, fuhr der alte Herr nach einer kurzen Pause fort, »es ist besser, wenn wir unsere Unterhaltung ambulant weiterspinnen, vom Herumstehen wird in meinem Alter der Rücken nicht besser. Übrigens muss ich mich entschuldigen, ich habe Ihnen meinen Namen nicht genannt, Alfred Klei, 75 Jahre, ich bin Optimist, von Beruf allerdings gar nichts.«

Nach einigen Schritten, sie gingen die Via Carducci weiter, begrüßte sie ein schwarzafrikanischer Straßenhändler mit »Buongiorno, amici miei«, aber da sie nichts von seinem Kram, von seinen Regenschirmen und Sonnenbrillen benötigten, gab ihm Herr Klei einen Fünfer, dem sich Eva Täu mit drei Euro anschloss. Durch diese gemeinsame Geste ein Stückchen gleicher, bogen sie in den Passo

Pecorari ein, wo Herr Klei die junge Frau fragte, ob in ihren Büchern der Täter von Anfang an bekannt sei, oder ob er erst am Ende der Ermittlungen feststehe?

»Mein Vorbild«, sagte Eva Täu, »ist Patricia Highsmith; ich beschäftige mich in der Hauptsache mit einem Täter, der erst am Schluss, entsprechend den Gesetzen des Genres, überführt wird. Aber genau besehen, sind diese Gesetze nichts weiter als eine Vereinbarung mit dem Publikum.«

»Sehr gut, wenn die Hauptfigur der Täter ist, wenn sein Verbrechen geschildert wird, seine Selbstüberredung zur Tat, seine verzweifelten und letztlich vergeblichen Versuche, nicht gefasst zu werden, dann hat für mich diese Art von Kriminalgeschichte einen höheren Wert als die gängige »Whodunit-Klamotte«, die ja weiter nichts ist als eine Art Nussknacker-Show, die Kriminalgeschichte jedoch, die darlegt, wie ein Täter, den wir kennenlernen, dem Gericht zugeführt wird, das urteilt, wie viel sein Verbrechen kostet, diese Geschichte transportiert die frohe Botschaft: das interessanteste und lebendigste Leben ist zwischen Schuld und Sühne ausgespannt.«

»Sie haben recht, aber leider ist es so, dass ein Conan Doyle immer schon mehr Erfolg gehabt hat als ein Dostojewski.«

Ein wenig später, die Sonne schien herbstlich mild, saßen die beiden, Prosecco trinkend, im Vorgarten der Gran Malabar auf der kleinen Piazza San Giovanni und befassten sich mit der Frage, welche einfache Regel man grundsätzlich befolgen muss, wenn man vom Leben nicht allzu sehr unter Druck gesetzt werden will.

An einem der Nebentische, das Gärtchen war gut besucht, unterhielten sich zwei elegante, nicht mehr ganz junge Damen, wobei die eine aufmerksam zuhörte, wäh-

rend die andere, begleitet von energischen knappen Handbewegungen, ihrem Gegenüber irgendeine Angelegenheit lebhaft auseinandersetzte. »Betrachten Sie diese zwei Damen«, sagte Herr Klei, »sie führen für mich eine kleine Pantomime auf, die mir keineswegs belanglos erscheint. Die eine, die mit den blonden Haaren, spielt eine aufmerksame Zuhörerin, während die andere, die mit ihrer Rechten ständig ihre dunkle Krause durchwühlt, die Gattin aus einer höheren Kaste spielt, die sich begeistert irgendeinem Vortrag widmet.«

»Offensichtlich«, Eva unterstrich ihre Worte mit einer kurzen Handbewegung, »offensichtlich ist sie dabei, sich von irgendeinem Ärger zu befreien.«

»Scheint mir auch so, aber worauf ich hinauswill, ist, die beiden können miteinander etwas anfangen, so wie wir alle mit den Menschen, die uns begegnen, etwas anfangen können, gezwungenermaßen, egal, ob sie uns willkommen sind, oder abträglich erscheinen. Kurzum, wir sind füreinander da, um aufeinander zu reagieren. Dieses permanente Reagieren macht etwas mit uns: in winzigsten, unmerklichen Schritten werden wir durch unsere Antwort auf den anderen verändert.«

»Man könnte denken, diese Veränderung ist der eigentliche Zweck, warum wir füreinander da sind, warum wir ununterbrochen miteinander zu tun haben.«

»Ja, das ist so was wie ein Naturgesetz, und je mehr wir über unsere Begegnung nachdenken und folglich handeln, umso mehr verändern wir uns. Je andauernder ich die Menschen, die mir unterkommen, für Schweinehund halte, umso schneller werde ich selber ein Schweinehund. Betrachte sich sie aber als ein Gegenüber, wie immer sie sind, durch das ich etwas über das Leben erfahren kann,

über dessen Gedeihen und Untergehen, dann werde ich zwar ebenfalls verändert, aber nicht gerade in die Richtung eines Schweinehundes.«

»Ja, sicher«, sagte Eva, »aber wenn wir Wesen sind, die sich in ständiger Veränderung befinden, dann haben wir kaum eine Chance, jemals zu wissen, wer wir eigentlich sind.«

»Richtig, die Frage ist, wer bin ich, wer ist der Mensch in mir, den ich erlebe, wer ist mein Gegenüber, als wer oder was wird er von mir verstanden? Auf diese Frage haben wir eine einfache Antwort gefunden: Wir betrachten uns als etwas Stehendes, Bleibendes. Wir haben eine äußere Erscheinung, an die wir uns halten. Neben allem, was in uns verborgen, was unkenntlich und in Veränderung ist, haben wir bestimmte Charakterzüge und Begabungen, aus denen unsere Berufe und Funktionen hervorgehen. Auf den Punkt gebracht: wir spielen eine Rolle, die halbwegs allgemein umrissen und verständlich ist. Anders würde die Einwohnerstatistik verzweifeln.«

»Natürlich«, nickte Eva, »man sagt ja auch, die ganze Welt ist Bühne, auf der wir alle unsere Rolle spielen, eine Redensart, die auch Shakespeare irgendwo verwendet. Aber da ich an Gott nicht glauben kann, fragt sich doch, wer schreibt uns vor, was wir spielen?«

»Dass uns die Gottesidee für lange und längste Zeiten hilfreich gewesen ist, kann man nicht leugnen, deshalb schlage ich vor, stoßen wir an auf den Allmächtigen, uns so weit getragen zu haben, dass wir an ihn nicht mehr glauben müssen.« Diesem Vorschlag mit Vergnügen nachgekommen, setzte man die Gläser ab, und Herr Klei fuhr fort: »Da wir uns weitgehend darauf geeinigt haben, alles, was existiert, einschließlich uns Menschen, ist eine Schöpfung

der Natur, müssen wir wohl sie als den Verfasser unserer Rolle benennen.«

»Aber dann landen wir wieder bei der alten Klage: wir sind nichts weiter als Marionetten.«

»Die Klage ist leicht durchschaubar«, lachte der alte Herr, »sie entspringt, als Empörung verkleidet, unserem Hang zur Bequemlichkeit, aber jetzt ist es doch so, wir haben alle ein Ich ...«

»Natürlich, wenn wir auch nicht viel darüber wissen.«

»Das ist wahr«, holte Herr Klei Atem, »aber trotzdem, dieses Ich ist nicht ganz unwesentlich durch den Zusammenhang mit der Verantwortung begründet, die uns von der Lust auf ein Ich eingeflüstert wurde, je mehr wir sie für uns übernehmen, umso prächtiger geht es unserem Ich-Gefühl, das uns wahrnehmen und entscheiden lässt.«

»Und wenn wir uns als Schauspieler betrachten, wie nehmen wir dann diese Verantwortung für uns wahr?«

»Indem wir alle Leidenschaft, zu der wir fähig sind, in unsere Rolle investieren; die intensive Lust am Spiel verwandelt das Schicksal, in dessen Klauen wir uns wännen, in einen spielerischen Begriff, genauer gesagt, in einen Begriff des Spiels.«

»Dem muss man wohl zustimmen, es gibt von Schauspielern nicht umsonst das bekannte Geständnis: wirklich und mit höchster Lust leben sie nur auf der Bühne.«

»Ja«, sagte Herr Klei, »ihr Glück besteht darin, dass sie in Distanz zu sich selber auf der Bühne mit Begeisterung ein fremdes Leben leben.«

Da Eva Täu keinen Drang nach einer Replik auf diesen Satz verspürte, sondern das Bedürfnis, das Gespräch in sich einsinken zu lassen, ging ihr Blick schweigend die säulengeschmückte Fassade eines nahen Palazzos hoch und blieb im

obersten Stock an einer Reihe von Rundbogenfenstern hängen, allesamt unverglast und in Dreiergruppen zusammengefasst, ebenso zierlich wie festgefügt, von deren Anblick, er dauerte eine gute Minute, sie sich schließlich losriss, um sich mit einem entschuldigenden Lächeln wieder dem alten Herrn zuzuwenden, der sie um die Erlaubnis bat, sie fragen zu dürfen, ob ihr Aufenthalt in Triest in einem engeren Zusammenhang mit ihrer schriftstellerischen Arbeit stehe?

»Natürlich. Da sich das Verfassen von Krimis bei mir fast zu einem automatischen Schreiben entwickelt hat, wollte ich einmal etwas anderes machen, aber mir ist nichts eingefallen, einen ganzen Monat lang, da hab ich mich von mir selber überraschen lassen und mir gesagt, ein Aufenthalt in Triest könnte Wunder wirken.«

»Warum gerade Triest?«

»Aus einem sehr prosaischen Grund, ich bin im Katalog von Hofer Travelling auf ein günstiges Angebot gestoßen, Hotel Maria Theresia an der Küstenstraße nach Miramare.«

»Und wie«, Herr Klei zögerte ein wenig, »und wie stellt sich die Stadt zu Ihrer kreativen Blockade?«

»Bis jetzt ist sie dagegen machtlos, aber wie grad jetzt mein Blick da oben an diesen Rundfenstern hängengeblieben ist«, sie deutete auf den Palazzo gegenüber, »da ist mir der Gedanke gekommen, aus diesen offenen Fenstern könnte jeden Moment ein bunter Vogel herausfliegen, der mich zum Schreiben bringen könnte. Selbstverständlich hab ich mir sofort gesagt, was für ein Unsinn, doppelt und dreifach unterstrichen.«

»Natürlich ist das ein Unsinn«, fuhr Herrn Kleis Hand in die Höhe, »unserem Verstand fällt nie was anderes ein, als der Kreativität, steht sie schwächting vor ihm, Unsinn, Unsinn entgegenzuschleudern.«

»Wenn das so ist, werde ich meinen Verstand bitten, sich etwas weniger wichtig zu nehmen, vielleicht steht dann demnächst ein Champion von Einfall vor meiner Tür?«

»Wenn Sie Geduld haben, kein Problem, Einfälle kehren, wie man von Rilke weiß, immer dort gerne ein, wo man auf sie warten kann.«

»Geduld«, sagte sie langsam und leerte ihr Glas, »ich glaube, der Wert der Geduld ist allein auf dem unglaublich vertrauensvollen Klang dieses Wortes aufgebaut.«

Herr Klei machte große Augen, sagte aber nichts, sondern trank ebenfalls aus, und nachdem man sich einig wurde, keines weiteren Glases mehr zu bedürfen, legte er Eva die kleine Freude nahe, die sie ihm machen würde, wenn er den Prosecco und den Häppchenteller übernehmen dürfe.

»Ja gerne«, sagte Eva, »aber nur wenn Sie mir in Aussicht stellen, womit ich mich revanchieren kann?«

»Das haben Sie schon zur Genüge getan, mich unverhofft mit einer ebenso schönen wie klugen jungen Dame austauschen zu dürfen, passiert einem schließlich nicht alle Tage.«

»Dann vielen Dank für das Kompliment und die Einladung, aber was halten Sie davon, wenn wir noch ein wenig herumspazieren, hinunter zum Hafen?«

Ein wenig später befand man sich, das Meer bereits in Sichtweite, auf dem Hauptplatz von Triest, auf der Piazza dell'Unita. Unterwegs hatten sie über die Leidenschaft des Nachdenkens gesprochen, über die geistige Bewegung in Permanenz, von der Klei vermutete, sie sei, was die Gesundheit anlangt, der körperlichen Mobilität weit überlegen. Eva fragte ihn, ob er ebenfalls einer dieser Menschen sei, die weniger vom Dauerlaufen als vom Dauerdenken besessen sind?

»Sie wollen wissen, ob ich zu diesen wunderlichen Käuzen gehöre, die sich das Vergnügen leisten, wann immer sie Muße haben, über alles, was ihnen über den Weg läuft, nachzudenken, damit Sie sich an dem Irrtum erfreuen, sie würden wissen, wie der Hase läuft? Ich muss mir überlegen, ob es einen vernünftigen Grund gibt, warum ich Ihnen antworten soll; lassen Sie mir bitte ein paar Augenblicke Zeit!«

»Aber gerne! Wie immer Sie sich entscheiden, ich bin auf Ihre Antwort gespannt.«

Auf dem weiten, lichten Feld der Piazza dell'Unita, abgesehen von einer Reisegruppe war der Platz fast leer, gingen die beiden langsam um den Brunnen der Vier Kontinente, eine Felspyramide mit allegorischen Figuren der vier Erdteile, über dem weißen Kalksteinfelsen schwebte eine Menschengestalt mit ausgebreiteten Flügeln, eine horizontale Skulptur, die den Genius des menschlichen Daseins verkörperte. Die Blicke der beiden streiften wie nebenbei die verschiedenen Statuen, mit Augen, die alles nur sehr oberflächlich wahrnahmen, da sie vielmehr auf die Bilder ihrer Gedanken gerichtet waren.

»Ich spreche nicht gerne über mich«, sagte Herr Klei nach einer Weile, »mein Denken sagt ohnehin genug über mich aus, aber Sie sind eine Schriftstellerin, und da ich jeglicher Literatur zu großem Dank verpflichtet bin, will ich Ihre Frage so kurz wie möglich beantworten. Aus dem Milieu«, begann Klei, »in dem ich aufgewachsen bin, zusammen mit einem jüngeren Bruder, mein Vater war Spitalsarzt, meine Mutter praktische Ärztin, aus dieser Familie lässt sich nicht erklären, warum ich ein Sonderling geworden bin, ein abwertender Ausdruck; es wäre gerechter, gäbe es eine eigene Bezeichnung für Menschen, die sich selbst genügen, die von nichts anderem als von sich selber überdacht wer-

den. Mein Bruder ist ebenfalls Arzt geworden, während ich, da ich etwas zeichnen konnte, mich zum Gebrauchsgrafiker ausbilden ließ. So um die zwanzig herum, ich war darüber gar nicht besonders bestürzt, musste ich zur Kenntnis nehmen, dass ich mit meinen Mitmenschen kaum etwas am Hut habe, alles, was von ihnen kam, langweilte mich auf eine ausweglose Weise. Erzählte mir irgendein Kollege, er habe in zwanzig Ehejahren seine Wohnung schon dreimal mit neuen Möbeln ausgestattet, hätte ich ihn gerne gefragt, ob er seine Ehe als Gefängnis empfinde, statt mir anhören zu müssen, dass er sich Möbel, die in St. Jakob im Walde hergestellt wurden, äußerst günstig zugelegt hat. Gelegentlich wünschte ich sie alle zum Teufel.«

»Entschuldigen Sie, wenn ich widerspreche«, sagte Eva Täu, »aber interessiert man sich mehr für die Wirklichkeit der Menschen, von der sie getrennt sind, als für die, in der sie stecken, dann bedeutet das keineswegs, dass wir sie zum Teufel wünschen.«

»Freut mich, dass wir uns verstehen, dafür sollten wir uns mit einem Blick auf's Meer belohnen.«

»Selbstverständlich! Ein gemeinsamer Blick auf's Meer hinaus ist der beste Schutz gegen jedes Missverständnis.«

»Das wollt ich auch grad sagen«, lachte Herr Klei, »ist mir leider nicht eingefallen. Ja, und schließlich habe ich bei Rudl und Herms, einem Hersteller von Warenhauskatalogen, gekündigt und bin Nachttankwart geworden, in einer kleinen Mietgarage nahe der Barmherzigen Kirche, für 30 Jahre, ehe ich durch Erbgeld, meine Eltern sind gestorben, mit fünfundfünfzig von jeder Erwerbsarbeit unabhängig wurde. In dieser langen Zeit habe ich dem nachgedacht, was hinter den Verhältnissen und Verhängnissen steckt, wovon ihre Schiffe gesteuert werden, und durch welche

Katastrophen sie irgendwann vielleicht in einen sicheren Hafen finden. Ich sage vielleicht. Man kommt ja meistens nie wirklich wo an, weil man sein schleichendes Elend ständig daran hindert, dass es sich durch den Ausbruch einer Katastrophe entlädt.«

»Entschuldigen Sie«, Eva bedachte ihn mit einem sinnierenden Blick, den sie mit einem Lachen abbrach, »entschuldigen Sie, ich lache über mich, weil ich Ihnen mit Vergnügen zuhöre, ohne Sie auch nur im geringsten zu verstehen.«

»Ja, das mit der Katastrophe kann ich Ihnen auch nicht erklären«, lachte Herr Klei, »manchmal kommen mir Ideen, die mir sehr gut gefallen, obwohl mir vollkommen unklar ist, was sie mir eigentlich sagen wollen. Ich entschuldige mich dann einfach bei meinem Geist, so schwerfällig zu sein, dass ich ihm nicht folgen kann.«

»Das könnt ich auch machen«, nickte Eva, »ein Geist, der eine Entschuldigung nicht annimmt, wäre ohnehin kaum was wert. Aber was ich Sie fragen wollte, in der ganzen Zeit haben Sie allein für sich gelebt?«

»Ja, in einer Dachkammer mit einer kleinen Terrasse, in einem Haus am Lendplatz, dort, wo er in die Wienerstraße übergeht, in einem morschen Gebäude, in dem viele Moslems und allerhand andere Ausländer wohnen.«

»Hat sich in all den Jahren«, fragte Eva Täu, als sie auf die dichtbefahrene Hafenvorstadt kamen, auffälliger Weise von ungemein vielen Motorrollern befahren, »hat sich in der ganzen Zeit etwas an Ihrem Umgang mit den Menschen geändert? Ich meine, durch Ihr Nachdenken über ihre verborgene Wirklichkeit.«

»Äußerlich nicht, ich bin zwar täglich als Spaziergänger durch die Stadt gewandert, aber ernst zu nehmende Kontakte zu irgendwelchen Menschen habe ich nicht gepflegt,

aber durch mein geistiges Leben war ich imaginär dauernd von ihnen umgeben. Ich darf sagen, in meiner Abgeschiedenheit hat es mir an nichts gefehlt.«

»Nur zu meiner Illustration, ist es richtig, wenn ich an einen Wüstenvater denke, der völlig allein in seiner Höhle haust, der aber ständig die Gesellschaft seines Gottes genießt?«

»Meine Beziehung zu den Menschen lässt sich auch anders anschaulich machen, etwas weniger fromm, denken Sie an einen Komponisten, der unglücklicherweise taub geworden ist. Sie müssen nicht gleich an Beethoven denken. Unser Mann hat jedenfalls die Fähigkeit, Musik auch lautlos zu hören. Beim Komponieren hört dieser taube Mensch die feinsten Nuancen der Töne, die er in seine Partitur niederschreibt; sein Kopf ist voll von Musik. Und wir dürfen annehmen, hat er seine Arbeit beendet, ist er müde und glücklich wie ein Bauer, der seinen mühevollen Tag erfolgreich hinter sich gebracht hat.«

»Vielen Dank. Auch wenn ich bis jetzt nur ein paar unbedeutende Kriminalromane geschrieben habe, kommt es mir doch vor, als hätten Sie mir mein eigenes Leben erklärt.«

»Hab ich gern gemacht, aber verstehen Sie sich nicht allzu sehr, wenn sie Missverständnisse vermeiden wollen. Schauen wir, was die Adria macht, im Blick übers Meer, wenn er halbwegs in die Ferne läuft, löst sich ohnehin alles wieder auf.«

Nach einigen Minuten, zuvor hatten sie sich zwischen einer lockeren Menge von einheimischen Spaziergängern hindurch bewegt, standen sie am Ende eines breiten, 300 Meter langen Landungssteges namens Molo Audace und schauten auf's Meer hinaus, ein stummes Herumschweifen des Blickes, das Eva Täu bald zu einem Stift und einem

schwarzen Büchlein greifen ließ, weil sie, wie sie sagte, die Stimmung dessen, was man vor Augen hat, festhalten möchte. Mit fragender, quasi um Erlaubnis bittender Miene fügte sie hinzu: »Das wird allerdings etwas dauern.«

»Kein Problem, ich gehe inzwischen etwas unter den Leuten herum.«

»Okay, und lassen Sie sich ruhig Zeit. Ich warte hier auf Sie.«

»Entschuldigen Sie meine Neugierde«, sagte Herr Klei, als er nach einer halben Stunde zurückkam, »aber dürfte ich erfahren, was Sie in Ihrem Notizbuch festgehalten haben?«

»Gerne, wenn Sie nichts dagegen haben, lese ich ihnen vor, was mir so durch den Kopf gegangen ist?«

»Das wäre sehr freundlich.«

»Das Meer«, begann Eva Täu, »macht einen schläfrig gelassenen Eindruck, es liegt fast unbeweglich da, lediglich kleine und kleinste Wellen reagieren mit einem flüsternden Geplauder über gar nichts auf den kaum spürbaren Wind, der die Oberfläche des Wassers leicht berührt, mit einem sanften Streicheln, passend zur Farbe des Wassers, ziemlich unsicher gesagt, einem Blassmarin, das sich als Hinweis verstehen lässt, das feuchte Personal sei im Moment nicht besonders in der Stimmung, den Betrachter mit jenem üppig glänzenden, sonnensatten Blau zu beglücken, das für ihn üblicherweise der Schlüssel seines Erinnerns an das Meer ausmacht.

Dass uns die See lediglich als fahles Anwesen entgegenkommt, empfindet man jedoch keineswegs als Mangel, denn der Blick, er ist immer auf der Suche nach einem Abenteuer, wird sofort hinaus ins Weite getragen, zur Wasserlinie, die Meer und Himmel trennt, sie ist sehr nah zur Stunde, kaum erkennbar, doch umso deutlicher macht

sie dem Betrachter klar, in wessen Bann er steht, was sein Gemüt erfasst, eine nach ihrem Namen rufende Bewegung, hinter dieser Linie beginnend, die kein Aufhören kennt, wie unser Atem, ein immerwährendes Fortsehen, das uns eine Ahnung von unserer Endlichkeit gewährt; sie ist nur gewiss, aber wirklich ist sie nicht.«

»Ausgezeichnet, ich meine Ihre Sprache, eine gelungene Verbindung von rhythmischen Einwüfen und melodischer Ideenfolge, und dann haben Sie offenbar eine gute Hand für das Herauslösen des Atmosphärischen, das im Faktischen eingeschlossen ist. Ein Zeichen guter Prosa, wenn sie etwas mehr als die Quittung einer Registrierkasse ausspucken will.«

»Das geht einem ja runter wie Butter. Leider ist mir nur ein Paradoxon eingefallen, um die Unendlichkeit des Meeres und die Endlichkeit des Menschen in eine Gleichung zu bringen.«

»Das müssen Sie nicht bedauern, das Paradoxon ist die einzige Geistesfigur, die dem Terror des logischen Schlusses das letzte Wort abspricht, indem sie das Wirkliche und das Mögliche in sich vereint. Die Attraktivität des Paradoxons besteht darin, dass es uns die Frage stellt, was ist, wenn es wahr ist, eine Frage, die uns unweigerlich mit einem angenehmen Schauer überzieht.«

»Ganz verstehe ich Sie nicht«, sagte Eva Täu, »aber ich habe das Gefühl, irgendwann wird es klappen.«

»Da bin ich mir sicher, und was machen wir jetzt?«

»Wenn Sie Zeit haben, schauen wir uns noch ein bisschen da die Gegend an?«

»Aber gerne, vielleicht gehen wir irgendwo zusammen mittagessen?«

»Selbstverständlich, im Borgo Teresiano gibt's jede Menge Lokale.«

»Ich bin ziemlich überrascht von mir«, sagte Herr Klei nach wenigen Schritten, sie gingen die Mole zurück, »überrascht, weil ich, schließlich bin ich ein alter Einsiedler, weil ich so großes Vergnügen an unseren Gesprächen habe.«

»Ich bin mir sicher, Sie haben auch dafür eine Erklärung.«

»Im Moment nicht, aber das wird sich gewiss noch finden.«

Am Boulevard der Rive angekommen, sagte Eva, beide betrachteten nochmals die Menge, die sich auf der Mole befand, sie habe in einem Reiseführer gelesen, der tägliche Spaziergang zum Molo Audace, vornehmlich gegen Abend, gehöre zu den Gewohnheiten vieler Triestiner, unter denen das Wort gilt, ein Tag, ohne dem Meer einen Besuch abgestattet zu haben, sei ein verlorener Tag.

»Ein durchaus einleuchtendes Motiv. Denkt man das Motiv etwas weiter, ist der Gedanke nicht abwegig, dass sich den Besuchern beim Anblick des Meeres die Vorstellung aufdrängt, man befinde sich mutterseelenallein auf dem Meer, ausgesetzt auf einem schwankenden Kahn, umgeben von nichts als einer uferlosen Wasserwüste. Diese ausweglose Situation ist das Urbild unseres Schmerzes, dass man ein Einzelner, ein Individuum ist, ein Schrecken, tief in uns, von dem uns keine Glückseligkeit der Gemeinschaft jemals ganz befreien kann.«

»Und um diese tödliche Angst in die Knochen zu bekommen, besuchen die Menschen tagtäglich das Meer?«

»Ganz so ist es nicht, der Aufenthalt am Strand dient einem besonderen Spiel unseres Unterbewusstseins; der Anblick des Meeres provoziert zwar den Schrecken, aber zur gleichen Zeit weiß man sich von ihm getrennt, man hat die Stadt, das Festland im Rücken. Durch das leich-

te Berühren des Schreckens gewinnt man die Rettung vor ihm, den Genuss der angestammten Gemeinschaft, die das Glück des Lebens möglich macht.«

»Entschuldigen Sie meine Verblüffung«, schüttelte Eva den Kopf, »aber wie kommt man auf solche Gedanken, die sich so fantastisch von jeder Gängigkeit entfernt haben?«

»Das ist nicht allzu schwer erklärbar, diese Gedanken finden sich in den Gärten der Einsamkeit, sie sind der eigentliche Grund, warum sich jemand für ein Leben im Verborgenen entscheidet, eine Verlockung, der manche Einwohner nicht widerstehen können.«

»Die Gärten der Einsamkeit«, nickte Eva nachdenklich, »das wär ein schöner Titel für eine spannende Geschichte.«

»Ja, vielleicht, jedenfalls würde ich die Geschichte lesen.«